10/97

Geschichte in Wissenschaft und Unterricht

Inhalt

Adressen der Autoren:

Prof. Dr. Rudolf Schieffer
Monumenta Germaniae Historica
Postfach 340223
80099 München

Prof. Dr. Walter Demel
Universität der Bundeswehr München
Historisches Institut
Werner-Heisenberg-Weg 39
85579 Neubiberg

Prof. Dr. Bernd Mütter
Universität Oldenburg
Historisches Seminar
Ammerländer Heerstr. 114-118
26129 Oldenburg

Prof. Dr. Heinz Schilling
Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für Geschichtswissenschaften
Unter den Linden 6
10099 Berlin

Rudolf Schieffer

Ein Mittelalter ohne Karl den Großen, oder: Die Antworten sind jetzt einfach

Man könnte an einen Ulk glauben oder wegen der Hunderte von eingestreuten Literaturverweisen auch an eine Wissenschaftspersiflage, doch ist es Heribert Illig augenscheinlich ernst mit seiner These, das 7., 8. und 9. Jahrhundert hätten nie stattgefunden und alles, was wir darüber zu wissen meinten, beruhe auf der blühenden Phantasie späterer Zeiten. In seinem jüngsten Buch „Das erfundene Mittelalter", verlegt immerhin bei einem der großen deutschen Sachbuchverlage*, behauptet er ganz konkret, der fiktive Zeitraum reiche vom September 614 bis zum August 911 (18 f.), umspanne also 297 Jahre, weshalb wir heuer eigentlich erst im Jahre 1700 nach Christus stünden. Eine spezifische Begründung für die Grenzdaten, mit denen er vermutlich in die Nähe des Pariser Edikts König Chlothars II. (10. Oktober 614) und des Aussterbens der ostfränkischen Karolinger (24. September 911) – also zweier Ereignisse aus der politischen Geschichte des Frankenreiches – rücken möchte, gibt Illig nicht, doch betont er ausdrücklich, daß sich sein Einfall auf „die gesamte westliche und östliche Christenheit von Island bis Sizilien und Armenien" (18) bezieht, ferner auf „die jüdische Diaspora und die arabisch-persische Welt", „die Steppenvölker nördlich von Schwarzem und Kaspischem Meer, die Kaukasusvölker und die vorderasiatischen Gebiete bis einschließlich Indien" und selbst China nicht verschont (18). Allenfalls will er zugestehen, daß sich bei weiteren Forschungen über diese fernen Gegenden das „Streichungsintervall" dort etwas verschiebt; für China etwa zieht er einstweilen die Zeit der Tang-Dynastie (618–907) als unhistorisch in Betracht.

Ob und wie sich der Gang der Geschichte nach dieser messerscharfen Amputation noch plausibel zusammenfügt, wird in dem Buch nur an einer Stelle erwogen, wo es angesichts des raschen Zerfalls der karolingischen Großreichsbildung heißt, „der wesentliche Unterschied zwischen den Landkarten von 614 und 911" liege „im Zugewinn von Sachsen" (128). Von dieser einen Lappalie abgesehen, bleibt der Autor indes jede Erklärung schuldig, wie eigentlich das Langobardenreich untergegangen und die byzantinische Macht aus wichtigen Teilen Italiens verschwunden ist, wie es zur Ausbreitung slawischer Völker bis zur Elbe und den Ostalpen, zum Vordringen der Bulgaren auf dem Balkan kam, vor allem aber in welcher dunklen Nacht der Islam vom Himmel fiel, an den 614 noch niemand dachte, der aber 911 von Spanien bis Mittelasien herrschte. Statt dessen sollen wir uns an den Gedanken gewöhnen, daß der erste Kaiser des Mittelalters Berengar von Friaul († 924) hieß (389 f.) und daß der westfränkische König Karl der Einfältige († 929) – der erste Karolinger, den Illig gelten läßt – als Spitzenahn zur Erfindung aller seiner Vorfahren angeregt hat (60 f., 344 f.). Originell auch die Vorstellung, die Christianisierung Mitteleu-

* *Heribert Illig*: Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte. Düsseldorf: Econ 1996. 431 S., zahlr. Abb., 44,– DM. Vgl. zuvor bereits *Ders.:* Hat Karl der Große je gelebt? Bauten, Funde und Schriften im Widerstreit (= Fiktion Dunkles Mittelalter 1). Gräfelfing: Mantis Verlag 1994, 3. Aufl. 1996, 405 S., zahlr. Abb.

ropas sei den Iren zuzuschreiben, „nachdem die Columbanschen Klostergründungen", wie uns versichert wird, „Franken schon bis 614 überzogen hatten" (387).

Zu seinen grundstürzenden Einsichten will Illig ausgerechnet durch Horst Fuhrmann angeregt worden sein, der im Zuge seiner Forschungen über mittelalterliche Fälschungen an prominenten Beispielen wie der Konstantinischen Schenkung und den pseudoisidorischen Dekretalen gezeigt hat, daß derartige Fiktionen, einmal in der Welt, mit der Zeit Verwendungen finden konnten, die ihren einstigen Urhebern kaum bewußt oder vordringlich gewesen waren (also etwa im 11. Jahrhundert zur argumentativen Waffe des Reformpapsttums wurden). Fuhrmann sprach solchen Fälschungen „antizipatorischen Charakter" zu, meinte aber beileibe nicht, daß sie absichtslos entstanden seien, weshalb es sachlich verfehlt ist, wenn Illig ihn durch ein Literaturzitat aus ganz anderem Zusammenhang („Das Phänomen der absichtslosen Fälschung müßte wohl noch erfunden werden") für widerlegt erachtet (9 f.) und seinerseits postuliert, Fälschungen könnten nicht älter sein als ihre (hauptsächliche?) Wirkung, was ihn bei der Konstantinischen Schenkung ins 10./11. Jahrhundert (143), bei Pseudoisidor anscheinend ins 11. Jahrhundert – und übrigens nach Saint-Denis – führt (377 f.).

Nachdem er die zünftigen Historiker in dieser Weise bei einem Denkfehler ertappt zu haben meinte, fand Illig den Hebel zum Umsturz der herkömmlichen Chronologie in der Gregorianischen Kalenderform von 1582, die bekanntlich darin bestand, daß zehn Tagesdaten zwischen dem 4. und dem 15. Oktober übersprungen wurden, um auszugleichen, daß der Julianische Kalender das Sonnenjahr mit 365 Tagen und 6 Stunden veranschlagt hatte, während es tatsächlich 11 Minuten und 14 Sekunden weniger sind. Die Differenz summiert sich in 128 Jahren zu einem Tag, woraus folgt, daß der Fehler unter Papst Gregor XIII. nur für 1280 Jahre und nicht den vollen Zeitabstand von über 1600 Jahren seit Julius Caesar behoben worden ist. Da es aber, wie Illig mit Berufung auf die „Encyclopedia Britannica" meint (97), darum ging, „die Himmelskonstellation zu Caesars Zeiten" wiederherzustellen, sieht er es für gewissermaßen naturwissenschaftlich erwiesen an, daß rund 300 Jahre weniger zwischen dem römischen Diktator und dem frühneuzeitlichen Papst lagen. Tatsächlich faßte die Reform (wie schon die lange Kalenderdiskussion seit dem hohen Mittelalter) überhaupt nicht Caesar in den Blick, sondern die überlieferten Ostertafeln, die in einem 532jährigen Rhythmus den Termin des Osterfestes vorgaben und längst nicht mehr in Einklang mit der (auf das Konzil von Nicaea 325 zurückgeführten) Regel standen, das Fest am Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond zu feiern. Wegen der faktischen Abweichung des Kalenders kam es nämlich ständig vor, daß der dem Osterfest vorausgehende Vollmond, für jedermann mit bloßem Auge sichtbar, gar nicht in der Karwoche eintrat, sondern bereits etliche Tage früher, nicht selten noch vor der traditionellen Frühlingsgrenze am 21. März. Um die Diskrepanz zu beheben, genügte ein Zeitsprung von zehn Tagen, weil die Ostertafeln ihren Ausgang in der Spätantike genommen hatten und den damaligen astronomischen Gegebenheiten entsprachen. Ein tauglicher Ansatzpunkt, um der „größten Zeitfälschung der Geschichte" auf die Schliche zu kommen, liegt hier gewiß nicht.

Illig freilich findet, „daß diese Kalenderkritik angesichts der widersprüchlichen Quellensituation keineswegs die These einer mittelalterlichen Phantomzeit im Alleingang erzwingt, sondern sie flankiert und den Umfang der notwendigen Kürzung eingrenzt. Die eigentlichen Argumente ergeben sich im Vergleich zwischen den Quellen selbst, vor allem aber im Vergleich zwischen Quellen und architektonischer wie archäologischer Evidenz" (98 f.). Die Quellenkritik, die dementsprechend breiten Raum in dem Buch einnimmt, folgt dem stets gleichen Muster, zunächst im Namen des gesunden Menschenverstandes oder der vermeintlichen Sachlogik hohe (in Wahrheit: ana-

chronistische) Ansprüche an die Quellen zu stellen, um dann zu konstatieren, daß sie dem nicht genügen, vielmehr lückenhaft, widersprüchlich oder unglaubwürdig sind, mithin reif für die Diagnose, spätere Hirngespinste zu sein, getreu dem Motto: „Derartige Widersprüche können nicht abgestellt, sondern nur durch meine These gegenstandslos werden" (20).

So werden gegen die historische Existenz Karls des Großen allen Ernstes die vier folgenden Einwände erhoben: Erstens blieben Zeit und Ort seiner Geburt in den Quellen völlig ungewiß, und seine mütterlichen Vorfahren wurzelten „im Nebulösen" (37 ff.) – ein Argument, mit dem sich weiteste Teile der vormodernen Geschichte, auch in ihren führenden Repräsentanten, aus den Angeln heben ließen. Sodann habe sein Aufstieg zur Alleinherrschaft 771 auf Kosten der Söhne des früh verstorbenen Bruders gegen „fränkisches Recht" verstoßen, ohne daß die Quellen dies monierten (40 f.) – als ob die Weltgeschichte ein Amtsgericht wäre (auch die Pippinische Schenkung des Kirchenstaates soll unecht sein, weil sie den Rechten des byzantinischen Kaisers zuwidergelaufen wäre, 143). Drittens ließen die Nachrichten über Karls Kaiserkrönung an Klarheit arg zu wünschen übrig, und nach 800 sei die neue Würde ihm keineswegs überall und konsequent zugeschrieben worden (41 ff.) – was man üblicherweise mit der Schwierigkeit erklärt, das herkömmliche fränkische Königtum gedanklich mit dem universalen Kaisertum auf einen Nenner zu bringen. Ziemlich grotesk ist schließlich, wenn mit Hinblick auf Karls Tod beanstandet wird: „Wer erwartet, daß nun das größte Begräbnis Europas begangen wird, irrt gründlich" (44). So ist es: Den Quellen abzuverlangen, was den Maßstäben ganz anderer Zeiten entspricht, kann nur in die Irre führen.

Um Einhards Vita Karoli als Machwerk des 12. Jahrhundert zu entlarven, hebt Illig „massive Fehler" (345) in Namen und Daten hervor, die einem Verfasser aus Karls nächster Umgebung nicht zuzutrauen seien, in Wahrheit jedoch nur zeigen, daß Einhard zwar literarisch dem Muster der antiken Kaiserbiographien Suetons folgte, sich inhaltlich aber nicht auf schriftliche Vorlagen, sondern auf mündliche Berichte und eigene Erinnerungen stützte. Wenn er „uns in aller Unschuld erzählt, er habe weder vom Kaiser selbst noch am Kaiserhof etwas über Karls Geburt, Kindheit und Jugend ... in Erfahrung bringen können" (40), so ist das nicht, wie Illig befindet, „ausgeschlossen", sondern um 825 beim Abstand zu den 750er und 760er Jahren einleuchtend und spricht entschieden für die Aufrichtigkeit der Quelle, die gerade nicht mit der Einbildungskraft eines Fälschers Wissenslücken übertüncht. Einhard vorzuhalten, er habe „von 21 Hauptstädten des Reiches" gesprochen, wo doch bekannt sei, „daß das Reich um 800 überhaupt keine Hauptstadt hatte" (345), geht völlig fehl, weil sich die gemeinte Stelle auf „metropolitanae civitates", also Erzbischofssitze, bezieht. Aufschlußreich für Illigs willkürliche Art, mit den Quellen umzuspringen, ist sein Versuch, sich über Einhards Darstellung der Sachsenkriege Karls des Großen hinwegzusetzen. Mehr Vertrauen verdiene Widukind von Corvey, auch für ihn ein Historiker des 10. Jahrhunderts, der „nur einen einzigen Satz auf einen Krieg Franken gegen Sachsen verwendet" und damit womöglich ein Geschichtsbild zeige, „das älter ist als das von Einhard entworfene" (132). Denn der Karlsbiograph mit seiner Sicht von einem versöhnlichen Ende nach langem Ringen kann ihn nicht überzeugen: „Wieso dieser mehr als dreißigjährige Krieg mit seinen ungezählten Greueln Sachsen und Franken nicht in jahrhundertelange Erbfeindschaft trieb, sondern ganz im Gegenteil zu einem homogenen Volk verschmolz, eine fränkisch-sächsische Fusion ergab, verstehen weder Psychologen noch Historiker. Schöpfen nicht die Serben noch nach über 600 Jahren Komplexe aus ihrer Niederlage auf dem Amselfeld? Einhard hätte obendrein in seinem frühen 9. Jahrhundert noch nichts von dieser Verschmelzung wissen können und dürfen. Ebenso unverständlich ist die Tatsache, daß trotz dieser

Vereinigung von 804 erst 919 die Sachsen gleichrangig neben die Franken traten. Hier wie sonst auch stehen wir vor Rätseln und Widersprüchen, die sich erst durch die Geschichtskürzungsthese auflösen" (130 f.). In Rätsel und Widersprüche verstrickt sich eben vor allem, wer mit seiner hausgemachten Psychologie an die Vergangenheit herangeht und danach meint, die Quellen in brauchbare und unbrauchbare einteilen zu können.

Wenn Illig mehrfach betont, daß das historische Andenken an Karl den Großen in besonderem Maße mit Fälschungen behaftet sei, hat er grundsätzlich recht, auch wenn er die Regeln der Echtheitskritik mittelalterlicher Urkunden nicht so ganz verstanden hat und beispielsweise formuliert, „daß sich 23 Fälschungen frech als Original bezeichneten" (141). Gemeint ist, daß sich in diesen Fällen der Fälscher die Mühe machte, das Erscheinungsbild eines Originals vorzutäuschen, während es häufiger vorkam, daß solche Machwerke von vornherein als vermeintliche Abschriften fabriziert wurden; daraus ist jedoch nicht zu folgern, daß kopiale Überlieferung an sich bereits einen Verdacht gegen die lautere Herkunft begründet. Und reines Wunschdenken ist der Standpunkt, wo sich so vieles als gefälscht entpuppt habe, müsse man annehmen, daß auch alles übrige unecht und nur noch nicht kritisch genug untersucht sei (141, 341). Im übrigen ist altbekannt, daß Karl Jahrhunderte später nicht nur bei Urkundenfälschern sehr beliebt war, sondern auch zu unverdientem Ruhm als Begründer von Femegerichten und Kurfürstenkolleg wie auch mancher Universitäten gelangte. Es besagt daher für die Historizität des Kaisers und seiner Zeit gar nichts, wenn Illig dagegenhält: „Nun wissen wir aber, daß die ersten Universitäten Europas erst im 12. Jahrhundert gegründet worden sind (Brockhaus). Demnach muß der karlische Impuls auf der Strecke geblieben und wesentlich später ganz neu entfacht worden sein" (70 f.). Raffinierter ist schon der Gedankengang, wenn er zunächst befindet, daß Walther Kienast in jahrzehntelangen Forschungen über die fränkische Vasallität nur 24 Vasallen Karls namentlich zu identifizieren vermocht habe, wo es doch viele Tausende gewesen sein müßten, dann aber als Erklärung anbietet, dies habe als „ein perfekter Nachweis fauler Fälscher" zu gelten: „Kein ökonomisch denkender Fälscher würde 1000 oder gar 30000 Personen samt Anhang und Abstammungen erfinden, um sie dann nur als stumme Kulisse für die Aktionen der relevanten Scheinpersonen einzusetzen" (138). Wer wollte dem widersprechen?

Viel hält sich Illig darauf zugute, auch die „architektonische wie archäologische Evidenz" einzubeziehen, deren Mißachtung er den Historikern vorwirft, ohne sich klar zu machen, daß archäologische und kunsthistorische Methoden immer nur zu einer relativen Chronologie verhelfen können, für eine absolute zeitliche Festlegung jedoch und erst recht die historische Einordnung, der Rückgriff auf Schriftquellen unabdingbar ist. Solange Befunde aus beiden Sparten einander gegenübergestellt werden, hält sich Illig wieder an seinen Kunstgriff, die Latte so hoch zu legen, daß sie sicher nicht übersprungen werden kann: Der Bericht der Reichsannalen über Karls Kanalbau an Altmühl und Rezat im Jahre 793 ist abzulehnen, weil dieser eindeutige Spuren im Boden hinterlassen haben müßte, die es nicht gebe (104 ff.); die Normanneneinfälle haben „nur auf Pergament stattgefunden", weil die dafür erforderlichen zahllosen Schiffe nirgends wiederzufinden seien (157 ff.). Auch gegen die riesige Beute des Awarenschatzes wie gegen die Kaiserkrone Karls spreche, daß sie sich zwischenzeitlich „in Luft aufgelöst" hätten (166, 187), und besonders kurios wird es, wenn er den urkundlichen Hinweisen auf Märkte entgegenhält, man kenne „keinen archäologischen Befund in Gestalt von Markthallen, Loggias oder ähnlichem" (172). Genüßlich zerpflückt Illig einen ziemlich pauschalen Beitrag von zweieinhalb Druckseiten aus dem Jahr 1965, eigentlich den Kommentar zu einer Karte in der damaligen Aachener Karls-Ausstellung, worin

von 313 „Großbauten" der Karlszeit (Kathedralen, Königspfalzen und Klöstern) die Rede gewesen war; er rechnet vor, daß alle paar Wochen ein solches Bauwerk fertig geworden sein müßte, und weist darauf hin, daß sich nur ein winziger Bruchteil davon bis heute erhalten habe oder wenigstens in seinen Fundamenten im Boden sicher als karolingisch zu identifizieren sei (205 ff.). Dabei wird, freilich im Einklang mit mancher kunsthistorischen Literatur, stillschweigend vorausgesetzt, daß es sich um lauter Anlagen in der Größenordnung des (niemals realisierten) Sankt Galler Klosterplans gehandelt habe; realistischer ist es, sich vergleichsweise kleine Gebäude, auch aus vergänglichem Holz, vorzustellen, die in der Folgezeit manchen Gefährdungen ausgesetzt waren, vor allem aber vielfach wohl stattlicheren Neubauten aus nachkarolingischen Epochen haben weichen müssen. Außerdem ist der archäologische Forschungsstand an der großen Mehrzahl der in Betracht kommenden Plätze gar nicht so, daß er Illigs Argumentum e silentio stützen könnte.

Mit der Aachener Pfalzkapelle, die als berühmtestes erhaltenes Monument karolingischer Architektur bis heute das oktogonale Kernstück des dortigen Münsters bildet, setzt er sich mehr als 60 Seiten lang auseinander (222 ff.), um an 24 angeblichen Anachronismen dem Leser darzutun, sie sei kein Bau Karls des Großen, sondern erst unter Heinrich IV. im späteren 11. Jahrhundert parallel zum Speyerer Dom errichtet worden (298). Die dazu angestellten stilistisch-baugeschichtlichen Vergleiche mit anderen, jüngeren Kirchen, die immer wieder darauf hinauslaufen, tunlichst auf den Kopf zu stellen, was bislang als Wirkungsgeschichte des Aachener Musterbaus betrachtet wird, sind für das Kernthema des Buches, die Historizität Karls und seines Zeitalters, eigentlich belanglos und mögen von Kunsthistorikern nachgeprüft werden. Der Historiker wird schwerlich für diese Gedankengänge eingenommen, wenn ihm dafür, daß die seit etwa 950 entstandenen „sogenannten Nachbauten" mit achteckigem Grundriß „in Wirklichkeit Aachen zum großen Teil vorausgehen", als Begründung aufgetischt wird: „Das mag schon aus dem einfachen Grund einleuchten, daß die Ottonen wegen ihres Namens der Zahl 8 näher standen als die Karolinger" (276). Schwerer als solche Sprachspielereien (um „octo" = 8) fällt indes ins Gewicht, daß aus alldem für Illig der Drang resultiert, Aachen bis gegen 1100 partout jede Bedeutung für das Königtum abzusprechen. Er vermißt in bekannter Manier „im Stadtarchiv zahlreiche Urkunden, die die Existenz des Münsters seit 799 absichern" (290), kokettiert mit einem Italiener namens Carnevale, der neuerdings – bereits im Banne von Illigs Thesen – vorgeschlagen haben soll, alle Nennungen von „Aquisgrani" auf „das neue Rom im Val di Chienti (nahe Loreto)" zu beziehen, „von wo es erst durch Kaiser Barbarossa ins deutsche Aquisgrani, also nach Aachen, übertragen worden sei" (304), und möchte selber die berühmte Schilderung Widukinds von Corvey von der Wendeltreppe, über die man bei der Aachener Krönungsfeier von 936 den im Obergeschoß zwischen zwei Marmorsäulen aufgestellten Thron erreichte, lieber auf die nicht mehr vorhandene Palastaula oder das Eingangstor, ja sogar auf die 70 km von Aachen entfernte Kölner Basilika St. Gereon beziehen (303 f.), als daß er zugäbe, darin liege eine literarische Bestätigung für den bis heute in Aachen begehbaren Baubefund der doppelstöckigen Pfalzkapelle.

Die Krönung von Illigs Buch hätte eigentlich eine Aufklärung darüber zu sein, von wem, wann und zu welchem Zweck die vielen Quellenzeugnisse erdacht worden sein sollen, mit denen sich die Erforschung des 7.-9. Jahrhunderts auseinanderzusetzen pflegt. Darüber freilich wird uns erst ein kommendes Werk des Autors belehren, in dem es „vor allem darum gehen" soll, „warum unsere Geschichtsbücher rund drei Jahrhunderte zuviel an Geschichte enthalten könnten – aus Berechnung, Dummheit, Schlamperei, Täuschung, Vorsatz? Wer hat schuld daran, daß unsere Geschichte zu lang

geworden ist?" (20) Vorerst wird der Verdacht, zumindest was die in diesem Buch zentrale Gestalt Karls des Großen angeht, auf Otto III. († 1002) gelenkt, der „mit seinem Vertrauten Gerbert, den er zu Papst Silvester II. erhöhte, mit Reichskanzler Willigis von Mainz, mit Erzkanzler Heribert von Köln und seinem einstigen Erzieher Bernward von Hildesheim die Karlsfiktion kreiert und deren imaginäres Kaisertum auf seinen Großvater Otto I. rückübertragen haben" soll (336). Aber auch Heinrich IV. († 1106) in seinem Streit mit Papst Gregor VII., Friedrich Barbarossa († 1190) und sein Enkel Friedrich II. († 1250) hätten kräftig dazu beigetragen, die Geschichte des vermeintlich ersten Kaisers im Mittelalter auszuschmücken und zu überhöhen (336 ff.). Die Theorie hat den Nachteil, daß die Jahreszählung seit Christi Geburt mit Einschluß der inkriminierten 297 Jahre sogleich vom Herbst 911 an durch zahlreiche Urkunden wie auch in jahrweise schildernden Geschichtswerken regelmäßig belegt ist und kein Raum bleibt für Illigs Mutmaßung, wonach erst Otto II. und Otto III. „sich im westlichen Kaiserreich für die Datierung nach Christi Geburt und für die Einfügung dreier künstlicher Jahrhunderte in die Zeitrechnung eingesetzt haben" (286). Daß „Urkunden des 10. Jahrhunderts zum Teil umdatiert (wurden), was die überarbeiteten Datumszeilen vieler Urkunden bezeugen" (89), hat in dem dafür angeführten Werk von Harry Bresslau keinerlei Stütze. Vielmehr zeigen die Schriftzeugnisse des 10. Jahrhunderts einhellig das Bewußtsein ihrer Urheber, im 10. Jahrhundert nach Christus zu leben, und wer die Phase von 614 bis 911 für nachträglich erfunden hält, kann als Tatzeit nur das Rumpfjahr 911 annehmen oder muß bei einem späteren Ansatz der Fälschung gleich auch alles bis dahin Entstandene für fiktiv einschätzen, worauf es bei derart weitgreifenden Verdikten am Ende kaum noch ankommen mag.

Spätestens hier ist gebührend zu betonen, daß Illig sich wohl kaum hinreichend klar gemacht hat, über was für Mengen von Quellen er mit großer Geste den Stab bricht. Es geht nicht bloß um die relativ wenigen und durchweg recht bekannten Zeugnisse, die er in seinem Buch aufs Korn nimmt, denn zumal aus dem 9. Jahrhundert sind im Bereich des lateinischen Europa Tausende von Handschriften und Tausende von Urkunden überliefert, deutlich mehr als aus dem nachfolgenden 10. Jahrhundert. Selbst wenn man, wie es Illig beliebt, alle Erkenntnisse der Paläographie und der Diplomatik als nicht nachvollziehbare Subjektivismen weniger Spezialisten beiseite schiebt, bleiben die inhaltlich vielfältig miteinander verflochtenen Texte übrig, die zugleich mannigfache lokale und regionale Gegebenheiten, Interessen und Gegensätze widerspiegeln. Ihre nachträgliche Erfindung hätte sich, von zentralen Vorgaben ausgehend, an Hunderten von Orten abspielen müssen, komplizierte Abstimmung über weite Distanzen erfordert und doch trotz ungezählter Mitwisser kein vernehmliches Echo hinterlassen. Wenn dafür laut Illig „der mittelalterliche Dauerkonflikt zwischen Kirche und Kaiser, zwischen Welf und Waibling, zwischen zentralistisch-römischer Klerikalherrschaft und zentrifugalen, romfeindlichen Kräften" (342) sowie das Streben von „Hunderten von Abteien und Diözesen ... wie zahlreichen Kommunen" nach „ganz irdischen Vorteilen" (343) den Impuls abgegeben haben sollen, so bleibt doch unerfindlich, wozu sich jemand z.B. das Reichenauer Verbrüderungsbuch von 824, die Korrespondenz des Abtes Lupus von Ferrières († nach 862), die Gedichte Gottschalks des Sachsen († 867/70) oder die Raffelstetter Zollordnung von 903 später hätte einfallen lassen.

Die historische Erforschung des Frühmittelalters hat fraglos mit vielen quellenkritischen Problemen zu kämpfen und wird immer Stückwerk bleiben. Sie hat gewiß auch Irrwege eingeschlagen und beschreitet sie womöglich noch immer, bedarf also der ständigen kritischen Nachprüfung, doch bewegt sie sich nicht auf haltlosem Grund. Illig hat viel darüber gelesen und exzerpiert, ohne allerdings zwischen seriöser und po-

pulärer, zwischen veralteter und aktueller Literatur zu unterscheiden. Schon deshalb betreffen viele Einwände, die er mit der Attitüde des unbefangenen „Außenseiters"erhebt, gründlich überholte Positionen oder solche, die nie ernsthaft zur Diskussion standen; anderes beruht auf falscher Einschätzung des Leistungsvermögens der Quellen oder auch auf sachlichen Mißverständnissen. Wo er unbedachte oder übertreibende Formulierungen der Literatur aufspießt, sind, sofern nicht an anderer Stelle längst geschehen, Modifizierungen und Differenzierungen angezeigt. Sie können freilich nicht darin liegen, das ganze Zeitalter späteren Fälschern in die Schuhe zu schieben. „Die Antworten sind jetzt einfach" (388), heißt es bei Illig am Schluß. Wirklich?